



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 7.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Kojote oder Präriewolf.

Von Ernst Seton Thompson.

Denkt man sich um die Gegend, die in unserer Vorstellung als „Wilder Westen“ lebt oder lebte, einen Kreis gezogen, so hat man damit genau das Reich des Präriewolfs oder Kojoten umgrenzt. Auch jetzt findet er sich hier noch allenthalben, während er, im Gegensatz zu seinem größeren Vetter, dem Wolf, im östlichen Teile der Vereinigten Staaten von Nordamerika niemals heimisch gewesen ist.

Der Kojote gehört zu den wenigen wilden Tieren, die man in der Prärie vom Zug aus sehen kann. Noch jedesmal, wenn ich auf der Fahrt zum Yellowstone-Nationalpark war, habe ich seine flüchtige graue Gestalt in den Siedlungen der Präriehunde auf der Flugebene zwischen Livingstone und Gardiner entdecken können, und im Park selbst habe ich ihn fast jeden Tag gesehen und ausnahmslos jede Nacht gehört.

Das Wort Kojote ist mexikanischen Ursprungs; es soll so viel wie „Mischling“ bedeuten und erinnert uns daran, daß der so Benannte wie ein Blendling von Fuchs und Wolf aussieht. Mit dieser Abstammung würde auch aufs beste sein Charakter übereinstimmen, der mir alle möglichen Eigenschaften aus dem geistigen Rüstzeug der beiden Stammtiere in sich zu vereinigen scheint, soweit sie geeignet sind, ihn lebensfähig zu machen.

Zu den Schutttieren des Nationalparks gehört der Präriewolf nicht, und zwar aus sehr guten Gründen. Erstens bedarf er keines besonderen Schutzes, zweitens ist er jetzt schon zu zahlreich vorhanden und drittens räumt er unter den Tieren, denen er überlegen ist, zu gründlich auf. Er ist ein außerordentlich schlaues Tier, so daß ihn manche Indianerstämme Gotteshund oder Zauberhund nennen. Bei anderen gilt er als Verkörperung des bösen Geistes, ja es gibt Stämme, die ihn so hoch stellen, daß sie ihn zum Weltherrscher selbst machen, der sich, wie sie meinen, zur Kurzweil in dieser Verkleidung unter seinen Geschöpfen bewegt, ähnlich wie in Tausendundeinacht der Sultan unter seinen Untertanen.

Den Naturforscher fesselt der Kojote aus anderen Gründen. Sieht man, wie seine graugelbe Gestalt zwischen den Erdhügeln des Präriehunds dahinschleicht und durch ihr bloßes Erscheinen ringsum alles leer und still werden läßt, so kann man sicher sein, daß er nach etwas Eßbarem pirscht, und ebenso, daß ein zweiter Kojote, sein Weibchen, nicht weit ist. Denn der Präriewolf ist ein kleiner Musterhegatte, der in strenger Einehe lebt, seine Genossin zärtlich liebt und mit ihr vereint den Kampf ums Dasein besteht. Nicht nur kann man bestimmt annehmen, daß ein Ehegatte in der Nähe ist, sondern auch, daß dieser Gefährte mittagen hilft und zwar, wie ich selbst beobachten konnte, in ungemein geschickter Weise.

Weiter kann man überzeugt sein, daß sich in seiner Höhle, die innerhalb weniger Kilometer versteckt am Abhang liegt, eine quietschende Brut kleiner Präriewölfe befindet. Um für diese das tägliche Brot herbeizuschaffen, müssen Vater und Mutter unaufhörlich und mit Erfolg der Jagd obliegen. Ihre Jagdaründe sind die Kolonien der Präriehunde, aber wie sollen sie der fetten Nager habhaft werden? Freilich sitzen die rundlichen Kerlchen, wenn ein Schnellzug nur 6 Meter weit vorbeifährt, frech da und klaffen, aber sie tauchen im Augenblick unter, sobald sich nur ein Mensch, ein Hund oder ein Kojote ihrer Siedelung nähert, und dort unten in ihren geräumigen Kellern verharren sie, bis lange genug alles ruhig geblieben ist, um es ihnen wahrscheinlich zu machen, daß der Sturm vorüber ist. Dann heben sie ihre hervorstehenden Augen spähend über den Rand, und bleibt alles still, so hüpfen sie sacht heraus und fangen endlich wieder an zu weiden.

Dieses Verfahren macht sich der schlaue Kojote in folgender Weise zunutze. Mit seinem Weibchen nähert er sich unbemerkt der Nagerkolonie. Der eine Kojote versteckt sich, der andere aber schreitet offen hinein in die Hügelsstadt. Natürlich erheben alle Präriehunde beim Anblick des nahenden Feindes ein wütendes Gefläß und verschwinden sämtlich, wenn er unter sie tritt. Sobald sie nun unter der Erde sind, eilt der zweite Kojote herbei und verbirgt sich in der Nähe eines verheißungsvollen Loches, bei dem sich zufällig eine Deckungsmöglichkeit bietet. Inzwischen setzt Kojote Nummer 1 seinen Weg fort und die von ihm verschreckten Präriehunde kommen allmählich wieder an die Oberfläche. Zuerst hebt jeder nur ein wenig den Kopf, wobei die wie beim Flußpferd auf Höckern stehenden Augen, die für dieses Spähen von unten aufs beste geeignet sind, zuerst über dem Boden hervortreten. Zeigt sich bei kurzer Umschau nichts Verdächtiges, so erhebt sich der Höhlenbewohner ein wenig. Nun reicht sein Blick schon weiter, und ist die Luft auch jetzt rein, so setzt er sich auf seinen Hügel und läßt seine Augen prüfend rundum laufen.

Ja, sieh! Dort läuft sein Feind, der verhaßte Kojote, davon und ist schon so weit, daß er ihm nichts mehr antun kann. Sein Gefühl der Sicherheit wird vollständig, wenn die Gestalt des Kojoten immer mehr in der Ferne verschwindet, und die andern Präriehunde, die gleichfalls auftauchen, scheinen seine Ansicht zu teilen, was natürlich zur Erhöhung seiner Zuversicht beiträgt. Ein paar mal tut er, als wolle er davonhüpfen, kehrt aber immer wieder zum sichern Eingang zurück: dann macht er sich wirklich auf, um zu weiden, das heißt, er hüpfte zehn bis zwanzig Schritt vom Tor seiner Höhle weg, da in der Nähe alles Gras abgenagt ist. Im Grünen richtet er sich noch einmal auf, um ein letztes Mal zu sichern, worauf er endlich seine Nase im Futter

begräbt und zu knabbern anfängt. Das ist der Augenblick, auf den die wachstehende, geduldig harrende Frau Kojotin gelauert hat. Wie der Bliß fährt ein grauer Pelz hinter dem Strauchwerk hervor, und in drei Sätzen ist sie über dem Lager. Wohl schöpft er beim ersten Laut Verdacht und sucht seinen Zufluchtsort zu erreichen, aber schon hat sie ihn erschnappt und macht mit einem Ruck seinem Leiden ein Ende. Dann springt sie mit ihrer Beute zu ihrem Bau am jenseitigen Abhang zurück. Doch nähert sie sich ihm nicht offen und unbesonnen, um keinesfalls einem mächtigen Feinde, der etwa auf der Lauer liegt, den Aufenthalt der Familie zu verraten. Sie umkreist den Ort, schaut sich prüfend um, untersucht die Spuren und schnüffelt in der Luft: dann kommt sie auf mehr oder minder unwegsamen, verborgenen Pfaden zum Höhleneingang. Beim leisesten Klang eines Fußtritts vor der Pforte ducken sich die Jungen totstill im dunkelsten Winkel zusammen, aber die Alte beruhigt sie mit einem stark an das Winseln einer Hundemutter erinnernden Zuruf. Die Kleinen — gewöhnlich sind es sechs oder sieben, manchmal jedoch bis zu zehn oder zwölf — eilen heraus, in ihrem Jubel sich gegenseitig überstürzend. Sie lassen sich nicht lange bitten, und nach etwa drei Minuten ist von dem fetten Präriehund nichts mehr übrig als die größeren Knochen, die ein kleiner Kojote emsig benagt. Um den Höhleneingang liegen verstreut viele andere ähnliche Andenken, Knochen von Erdbichsäckchen (*Tamias* und *Spermophilus* oder *Tiesel*), Chipmunks (*Tamias lysteri americanus*), Kaninchen, Vorkühnen, Lämmern und Kigen nebst mancherlei Feder-, Pelz- und Haarwerk, ein Beweis für die Mannigfaltigkeit der Kojotemahlzeiten.

Um den Präriewolf richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß er eigentlich nichts weiter ist als ein wilder Hund, der sich nur durch seine Schlaueit seinen Unterhalt erwirbt und als Schutzwaffe nur die unerschöpfliche Leistungsfähigkeit seiner Beine besitzt, zwei Eigenschaften, die er darum auch zu bewundernswerter Vollkommenheit entwickelt hat. Eigen ist ihm außerdem auch noch die Gabe der Musik und ein Sinn für Humor.

Von dieser Eigenschaft erlebte ich ein gutes Beispiel, als ich mich im Jahre 1877 längere Zeit im Nationalpark am Yellowstone aufhielt. Der im Lager gehaltene Hund war ein selbstbewußtes, reizbares kleines Tier mit Namen Tschink. Tatkraft, Begeisterung und Mut erfüllten ihn so ganz und gar, daß kein Raum für hündische Unterwürfigkeit übrig blieb.

Nun hatte sich auch ein Kojote an das Lager angeschlossen, erklärlicherweise nur auf der Außenseite. Anfangs stellte er sich nachts im Lager selbst ein, um auf dem Abfallhaufen zu räubern, aber der im Nationalpark herrschende Gottesfrieden zwischen Mensch und Tier ließ ihn fest werden, und er zeigte sich gelegentlich auch bei Tage. Später ließ er sich täglich sehen und saß oft ein paar hundert Meter entfernt auf einer kleinen Erhöhung.

Eines Tages wählte er seinen Sitz noch viel näher und fletschte dort nach Kojotenweise die Zähne. Da sagte ein übermütiger Lagergenosse zu dem Hunde: „Tschink, sieh mal, wie der Kojote da drüben nach dir die Zähne fletscht. Laß dir das nicht gefallen! Auf ihn!“

Das ließ sich der ehrgeizige Kleine nicht zweimal sagen; so schnell er konnte, stürzte er auf den Eindringling los und erhob, so oft er wieder mit allen vieren den Boden berührte, sein Kriegsgeschrei. Mein Kojote gab Fersengeld, und gespannt folgten wir dem Wettlauf und mit uns die Erdbichsäckchen, die auf ihren Hügel saßen und mit Wonne das Schauspiel betrachteten, wie ihre schlimmsten Feinde miteinander Krieg führten.

Der Kojote hat eine eigene Art, am Boden hinzustreichen, wobei sein Schwanz hin und her und vorwärts und rückwärts wedelt und mit den geschmeidigen Beinchen um die Wette fliegt: anscheinend strengt er sich gar nicht an, aber wie schnell er über die Prärie dahin! Und sehr bald wurde es klar, daß Tschink trotz seinen prächtigen Sätzen und seinem Triumphgebell zurückblieb. Nicht lange und der Kojote mußte offenbar bremsen, um nicht ganz

zu verschwinden. Immerhin gab es eine ganz hübsche Hege über die ersten paar hundert Meter, aber das war nichts im Vergleich mit der Jagd, die losging, als sich nun der Kojote gegen Tschink wandte. Mit heiserem Geheul, das in lautes Bellen überging und in ein paar gellenden, kurz ausgestoßenen Tönen endete, stürzte er mit der Wut, die das Bewußtsein der Überlegenheit und zugleich des guten Rechts dem gewissenlosen und ungerechten Angreifer gegenüber verleih, darauf los.

Und für Tschink fing es an, schrecklich zu tagen: sein Triumphgeschrei wandelte sich, als er herumdrehte und heimgagte, bald in ein Angstgeheul. Aber der Kojote konnte ihn mühelos überholen und kniff ihn nach Herzenslust bald hier, bald da und weidete sich an der Pein seines wehrlosen Opfers, bis Tschink sich unter dem Bett seines Herrn verkrochen hatte.

Das sah zunächst recht spaßig aus, und Tschink, der doch eigentlich nur auf Geheiß seines Herrn gehandelt hatte, fand, fürchte ich, wenig Mitgefühl mit seinem Leid, das übrigens noch lange nicht zu Ende war. Denn für den Kojoten war es nun ein angenehmer Zeitvertreib, dem Kleinen aufzulauern und ihn, sobald er nur das Lager verließ, schleunigst in sichere Deckung zurückzujagen. Selbst wenn Tschink seinem ausreitenden Herrn nachfolgen wollte, scheuchte ihn der wachsame Präriewolf immer wieder heim. Das wurde diesem endlich zum Verhängnis: eines Tages war er verschwunden und ward nicht mehr gesehen, und wenn er dies trotz dem damals noch für seine Sippe bestehenden Schießverbot zu verdanken hatte, ist, denke ich, nicht schwer zu erraten, denn wer bringt es übers Herz, seinem Hund andauernd so übel mitgespielt zu sehen!

Der naturwissenschaftliche Name des Kojoten, *Canis latrans*, der bellende Hund, rührt von dem wunderbaren Geklaff her, mit dem die Präriewölfe regelmäßig ihre Anwesenheit melden, wenn sie sich abends in sicherer Entfernung vom Lagerfeuer versammeln. Wer diesen Ton zum erstenmal hört, der glaubt wohl, es habe sich ein starkes Rudel wütender Wölfe zusammengeschart, und kann sich schwerlich eines leichten Schauders erwehren. Aber der Führer wird ihm sagen, daß das kein Haufe gieriger Wölfe ist, sondern ein kleiner harmloser Kojote oder höchstens ein Paar, das sein gewöhnliches Abendlied singt und seine erstaunlichen Stimmittel zum besten gibt. In der Regel fängt ihr Konzert mit ein paar heulenden gurgelnden Klafftönen an, die sehr bald gedehnter und höher werden, bis sie in ein langes Geheul übergehen, das sich beim Abklingen wieder in eine Reihe von Klafftönen auflöst. Gewöhnlich hebt ein Kojote an, und die etwaigen anderen Konzertgeber fallen ziemlich gleichmäßig bei dem lang gedehnten Geheul ein.

Ich glaube nicht, daß ich je im Westen ein Lager bezogen habe, ohne nach Sonnenuntergang vom nächsten Hügelrücken die Kojoten zu hören, und ich muß sagen, daß ich diesen Präriegesang lieben gelernt habe. Es ist ein wildes, aufregendes schönes Lied. Kaum hatten wir letzten Sommer in der Prärie ein Lager aufgeschlagen, so ließ sich ein paar hundert Meter entfernt der Kojotendor hören. Meine Frau horchte auf und rief: „Ist das nicht herrlich? Nun weiß ich, wir sind wirklich im Westen!“

Die Beamten des Nationalparks machen jetzt große Anstrengungen, die Zahl der Kojoten zu mindern, weil sie unter dem jungen Wild verheerend wirken: aber ein Tier, das sich durch außerordentliche Schlaueit, wunderbare Schnelligkeit, unvergleichliche Ausdauer und erstaunliche Fruchtbarkeit auszeichnet, läßt sich nicht so leicht herunterbringen. Ich muß gestehen, wenn es irgendwie gelänge, den Kojoten im Westen auszurotten, so würde mir zumute sein, als hätte ich einen großen Verlust erlitten. Immer von neuem entzückt mich ihr aufreizender Einzel- oder Chorgesang, mit dem sie die Dämmerung begrüßen: denn mannigfach sind ihre Lieder, und gewaltig ist ihr Stimmumfang. Der Kojote ist wahrhaftig „die Patti der Prärie“.

Die Macht der Sonne.

Von A. W. J. Kahle.

Im allgemeinen herrscht die Ansicht, daß mit Sommeranfang der Sonnenstrahlen Wirkung am stärksten, d. h. daß die Hitze also am größten ist. Die Erfahrung lehrt, daß dies keineswegs der Fall ist, vielmehr wird das durchschnittliche Maximum der Jahreswärme erst in der zweiten Hälfte des Juli erreicht. Bei Betrachtung unseres Daseins werden wir selbst unsere geringfügigste unwillkürlichste Bewegung und Gebärde auf die Sonne zurückführen können. Ob wir tändeln oder arbeiten, immer bedingt es einen gewissen Aufwand von Kraft, und diese Kraft in uns wird durch die Sonne erzeugt und durch eine Reihe von Wandlungen hervorgebracht. Unsere Kleidung — wir danken sie der Sonne. Sie hat jeden Faden unseres Linnen gewebt; sie verschaffte uns diese Tuche und Wollstoffe, und sie wiederum war es, welche die Stoffe in so leuchtendes Rot, in das prächtige Blau färbte. Das tausendfach nützliche Leder, das Pelzwerk und der Federstummel, in dem wir prunken, danken wir derselben großen Geberin. Sie macht uns unser Lager, ob wir nun auf kostbaren Eiderdaunen ruhen oder uns auf Spreu, Seegras oder ein nacktes Bett ausstrecken. Aus jenen Gegenden, in denen die Sonne so gut wie nicht ist, aus der Nachbarschaft der beiden Pole, kommt nichts. Wo die Sonne nicht ist, türmen sich unüberwindliche riesige Schranken dem Fortschritt entgegen. Der Hochheimer, Burgunder und Bordeaux in unseren Kellern ist nichts anderes als auf Glasfenstern gezogener Sonnenschein von den Ufern des Rheins, der Côte d'or und der Riesigen Ebene von Médoc. Der Sonnenschein über den Weiden Hollands pridel in dem Käse bei unserem Dessert; der Zucker ist kristallisierte Sonnenschein Jamaikas. Wir schlürfen die Sonne von China und Peru in unserem Tee und Kaffee. Die Sonne vergiftet jenen im Strychnin und heilt diesen in den Abkochungen tonischer Kräuter. Wir schmücken die Sonne in unseren Tunken, essen sie in jedem Gerichte und trinken sie in unserem einfachsten Getränk, im Wasser. Ohne die Sonne kreist das Blut nicht in den Adern, ohne sie ist keine Kraft, kein Leben. Wie immer die physikalischen Kräfte heißen mögen, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus usw. — alle höchstwahrscheinlich verschiedene Formen einer Urkraft — alle stammen unmittelbar von der Sonne.

Da es nichts Schöneres gibt, als wenn heller Sonnenschein auf Feldern und Wiesen liegt, als wenn am tiefblauen Himmel die volle Sonne herniederlacht, so ist die Redensart: „es ist eine schenliche Hitze“, „es ist kammibalsch warm“, „man löst sich auf“, usw. lediglich eine inhaltslose Phrase. Auch die Ansicht dürfte bloß auf einem Irrtum beruhen, daß eine besondere Wärmeperiode geherrscht hat zu der Zeit, als der Sonnenschirm für Damen und Herren in den Handel kam. Gott sei Dank ist die Mode mehr und mehr zurückgetreten, und die braune Farbe steht unserer lieben Frauenwelt besser zu Gesicht als die Käsefarbe. Und das beste Mittel, die Gesichtsfarbe zu pflegen, gibt einzig und allein die Sonne. Nicht nur auf unser körperliches, sondern auch auf unser seelisches Wohl hat die Sonne bedeutende Einwirkung.

Die zu große Hitze wird aber dennoch lastender empfunden als die schlimmen Wolkenschauer, die den Sommerfischlern oft die Ferienfreude zu Wasser werden lassen. Deshalb sucht man überall mit Eifer und Gewalt die Wirkung der allzu intensiven Sonnenstrahlen abzuschwächen. Das schützende Dach der Hütte oder des Hauses hat wohl schon früh die Anregung für den Sonnenschirm gegeben. Denn eigentlich ist er ja nichts weiter als ein provisorisches, leicht transportierbares Dach, welches sich leicht aus den ursprünglichen Formen ergibt: aus der wenig gewölbten Schutzhülle des griechischen Schirms mit dem säulenartigen Stab, wie aus dem primitiveren freistehenden indischen Schirm, zu dessen Bewältigung reiche Kräfte erforderlich sind. Im großen und ganzen waren die Wandlungen des Sonnenschirms nicht groß, bald kleiner, bald größer, bald gewölbter, bald wenig flach nach dem üblichen Modestandpunkt. Trotz der eleganten Ausstattung war und ist der Sonnenschirm mehr ein Nutzobjekt als der Fächer.

Wo der Sonnenschirm und Fächer nicht mehr ausreichen, um den Sonnenbrand und stidige Luft zu bekämpfen, die uns in einen wahren Leidenszustand versetzen, läßt sich doch manche Vorsorge treffen, um die heiße Zeit ohne Unbehagen zu ertragen. Durch Vorhänge und Jalousien kann man das Blendende der Sonne abschwächen, durch Zugluft, Aufhängen von nassen Tüchern, öfteres Aufwischen der Knieenböden von Veranden und Balkons und durch Aufstellen von Wasser in porösen Tongefäßen Kühlung verschaffen. Solche wird auch durch Schalen mit Eislücken erzielt, und wenn es möglich ist, durch Verdampfen von flüssiger Luft. Wenn ja auch die Last schwerer Arbeit in heißen Tagen keine angenehme sein dürfte, so ist doch ein zu großes Nachgeben an das Gefühl der

Erschlaffung unter allen Umständen zu vermeiden. Ist für eine reichlichere Kühlung der Wohnung Sorge getragen, um nicht von der Hitze überwältigt zu werden, so erscheint andererseits eine strikte Körperkultur vonnöten, manche Angewohnheit zu lassen, z. B. den Genuß von Alkohol und schwerer fetter erhaltender Kost. Das Trinken von Eiswasser, wie es in New-York Usus ist, erscheint als ein ebensoviel angewandtes wie problematisches Mittel, weil es zahlreiche schwere Magenverfälschungen im Gefolge hat. So legen die Amerikaner während einer besonders schlimmen Hitzeperiode sich Kohlblätter unter den Hut zur Kühlung von Kopf und Stirn. Die Orientreisenden winden sich angefeuchteten Seidenstoff um die Stirn. Die Orientalen und Südländer haben auf der Haut vor den Sonnenstrahlen das Nachschliegende und damit wohl auch das Richtige getroffen: sie legen sich stundenlang, ohne sich zu rühren, auf den Rücken oder schaukeln sich in einer Hängematte und lassen sich Kühlung zuwenden. Auf diese Weise kann man am besten die sengenden Sonnenstrahlen überwinden und sich hohen Temperaturen, wenigstens vorübergehend, anpassen. Jedenfalls ist die Hauptsache, die Möglichkeit einer Abkühlung des Körpers durch Wasserverdunstung, und zwar in erster Linie an der Körperoberfläche, zu bieten. Für eine solche Verdunstung beim Aufenthalt in den Tropen z. B. ist wieder der Nachschub genügender Flüssigkeitsmengen in Form von Getränken Bedingung; zu solchem Zweck können an einem Tage bis elf Liter Wasser notwendig werden.

Bei richtiger Körpertraining ist es für uns leicht möglich, den Körper so auszubilden, daß er in bestmöglicher Weise für Temperaturunterschiede anpassungsfähig wird; wir sind zwar mehr geeignet und geübt, die Kälte als die Wärme zu ertragen. Diese Abhärtung gegen die Kälte ist uns geläufig, nicht gegen die Wärme. Und doch bleibt sorgsame Hautpflege ein großes Schuttmittel: Es läßt sich schlecht verhindern, daß der Staub durch die leichte Kleidung an die Haut gelangt, daß die Schweißschicht dazu beiträgt, ihn festzuhalten und auf der Haut zu verbaden, so daß die Ausgänge der Schweißdrüsen verstopft werden. Und diese Hautpflege läßt sich nicht durch Bäder oder Brausen allein erzielen, sie kann nur durch Waschungen bewirkt werden, die mit einer gewissen Vorsicht anzuwenden sind. Sonnenbäder sind sehr angreifend und sollten nur nach ärztlicher Anordnung gebraucht werden. Diese Kurform kannten schon die alten Griechen und Römer. Die Einwirkung von Licht und Luft auf die Haut hat heute wissenschaftliche Bedeutung erlangt und ist von außerordentlich günstigem Einfluß. Durch das Eindringen von Licht und Luft in die Hautporen wird eine Reinigung der Haut vorgenommen von den in ihr aufgestapelten gas- und luftförmigen Stoffwechselrückständen. Die Folge der Luftwirkung und des milden Kältereizes der Luft auf die Hautporen bewirkt eine intensive Kohlenstoffsaureabscheidung. Das Einwirken des Sonnenlichtes hilft zugleich den Blutfarbstoff entwickeln, welcher als hauptsächlichster Träger des Sauerstoffs angesehen wird; so gelten sie als das beste Verabreichungs- und Abhärtungsmittel für nervenschwache Personen. Das Blut wird nach innen gedrängt und strömt in erhöhtem Maße wieder in die Hautgefäße.

Der Mensch ist befähigt, außerordentlich starke Hitze auszuhalten. Die beiden englischen Gelehrten Vagden und Chantrey stellten dies dadurch fest, daß sie in einen Badofen traten, dessen Hitze allmählich gesteigert wurde. Sie bewiesen dadurch, daß ein lebendes Wesen von gefestigter Gesundheit eine Temperatur überwinden kann, die noch beträchtlich höher als der Siedepunkt des Wassers ist. Durch dieses Experiment ist einwandfrei dargestellt, daß die Wärme nicht die Temperatur des menschlichen Körpers erhöht, sondern lediglich den Aggregatzustand innerhalb seiner Bestandteile; das Wasser des Körpers wird energisch durch die Hautporen getrieben und verwandelt sich in Dampf; dadurch wird Wärme verbraucht und in Arbeit verwandelt. Bei intensiver Sonnenstrahlen-Einwirkung sind die überraschendsten Erfolge bei den schwersten Krankheiten wie Kepra, Diphtherie, Milzbrand, Tuberkeln erreicht worden.

Das Licht der Sonne gibt Leben und tötet den Tod. Wir können die balsamischen Erdgerüche zugleich mit der Macht der Sonne auf uns segensreich wirken lassen.



Sommerlust.

Blauer Himmel, goldne Sonne
Über Täler, über Höhn,
Tage ihr voll Sommerwinne,
O wie seid ihr schön, wie schön!

Wenn ich Flügel hätt, ich flöge
In den Himmel grad hinein,
Oder mit den Vögeln zöge
Jubeld ich durch Flur und Hain.

Wär ein Fischlein ich, ich spränge
Durch das Wasser immerzu,
Wär ein Quellschen ich, ich säuge
Ohne Raft und ohne Ruh.

Wär ein Blümlein ich, ich blühte
Voller Lust auf grüner Au,
Würd' zu trinken niemals müde
Himmelslicht und Himmelstau.

Wär ich — — nein, ich bin zufrieden
So, wie ich erschaffen bin
Und der Herrgott mir beschieden
Großlich Herz und frohen Sinn.

Johanna Weiskirch.

Aus der Geschichte der Wage.

Es ist ein weiter Weg, der von den ältesten Formen der Wage zu unsern feinsten Apparaten dieser Art führt, ein Weg, der von den Kulturanfängen der Menschheit bis in unsere unmittelbare Gegenwart aufsteigt. In den Berichten der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft wird diese kulturgeschichtliche Wanderung an der Hand einer Fülle interessanter Mitteilungen zurückgelegt. Schon die ältesten schriftlichen Urkunden erwähnen die Wage als ein alltägliches Gerät. Im Alten Testament wird befohlen: „Richtige Wagen, richtige Gewichtssteine sollt ihr führen“, denn „falsche Wagen sind Jähwe ein Greuel, aber ein volles Gewicht ist sein Wohlgefallen.“ Die Ofizislehre der Ägypter weist der Wage bereits viele Jahrtausende vor Christus eine wichtige Rolle an, indem sie den Totenrichter sein Urteil über den Lebenswert des Verstorbenen durch genaue Abwägung der Seele fällen läßt. So zeigen uns altägyptische Grabgemälde die Ausführung des Totenurteils durch die Wage,

die z. T. noch keine Zunge besaß, während bei andern Darstellungen unter der Mitte des gleicharmigen Hebels ein hafelnußgroßes Gewichtstück an drei Schnürchen oder Drähten hängt. Von diesen Schnüren ist die mittlere unter dem Schwerpunkt des Wagebalkens befestigt, die beiden andern links und rechts davon. Den in eine feine Spitze endigenden Metallstreifen, die Zunge unserer Wagen, vertrat also das hängende Lot. Bei den Ausgrabungen Pompejis und Herculaneums hat man mannigfache Kunde über die Wagen der römischen Kaiserzeit erhalten. Man sieht auf den Darstellungen Amoretten, die am Feuerofen und Amboss die Herstellung von Wagen betreiben. Diese Arbeit gehörte also zu den gewöhnlichen Handwerken der antiken Welt. Auch hier ist an dem gleicharmigen Wagebalken keine Zunge sichtbar. Man hatte aber schon damals erfaßt, daß bei einer sicheren Wage die beiden Arme ihres Balkens gleich lang sein und die drei Aufhängepunkte daran in einer geraden Linie liegen müssen. Gut erhaltene Wagen, die bei den Ausgrabungen gefunden wurden, unterscheiden sich von unseren Instrumenten dadurch, daß sich an der Drehungsachse des Wagebalkens noch keine eigentliche Schneide befindet, auf der sie in der Pfanne des Trägers hängen und ruhen. An ihrer Stelle befindet sich ein gleichzeitig zum Aufhängen oder Festhalten dienender Metallring, der durch ein in der Mitte des gleicharmigen Hebels befindliches Loch hindurchgeht. Die Genauigkeit der Wägungen war bei solchen Instrumenten nicht allzu groß, genügte aber für den Handel und Wandel. Erst als man mit wissenschaftlichen Ansprüchen an die Genauigkeit der Wagen herantrat, wurden Verbesserungen vorgenommen, die in den feinsten Vorrichtungen unserer Chemiker- und Mikrowagen gipfeln.

„Wilde“ Seidenraupen.

Die Zucht der Seidenraupe ist bekanntlich ein sehr schwieriges und mühevolles Unternehmen, denn die gewöhnlichen Seidenraupen, die auf Maulbeerbäumen leben, sind Haustiere, die in wildem Zustande nicht mehr vorkommen, und bedürfen einer

besonderen Pflege. In Indien aber gibt es auch noch „wilde“ Seidenraupen, die noch ganz oder in der Hauptsache in den Wäldern leben und nicht zu Haustieren geworden sind. Aber diese Eigenart des indischen Seidenbaues, die bisher noch wenig studiert war, machte Prof. Lefroy in einem Vortrag vor der British Royal Institution nähere Angaben. Er betonte, daß sich die Engländer bisher nur sehr wenig um die Seidenindustrie bekümmert hätten, daß unter allen englischen Kolonien nur in Indien Seide produziert werde und daß auch dieser indische Seidenbau nicht von den Engländern ins Leben gerufen worden sei, sondern schon vorher bestanden habe. Der indische Seidenbau beschäftigt eine Million Menschen und ist fast völlig heimische Industrie. Es sind drei verschiedene Arten wild lebender Seidenraupen, von denen drei verschiedene Seiden gespinnt gewonnen werden. Die „Tofar“- oder „Tuffore“-Seide wurde ursprünglich aus China und Japan eingeführt, wird aber jetzt im Lande selbst gewonnen, und zwar sind bei der Herstellung dieser Seide 100000 Sammler, 20000 weibliche Dreher und 50000 Weber beschäftigt. Der Seidenwurm, von dem diese Seide kommt, lebt in den Bergwäldern von Nordwest-Indien. Die „Muga“-Seide wird hauptsächlich in Assam produziert. Die Kokons werden von den Sammlern verkauft und dann an Stücken befestigt, bis sie Eier gelegt haben. Die Raupen werden, wenn sie groß genug sind, auf Bäume gesetzt, um sich selbst zu ernähren. Die dritte Art, die „Fri“-Seide, kommt von Raupen, die sich von der Kastorolpflanze nähren: sie wird allein von den Hindus getragen, weil sie die einzige Seide ist, die von Kokons gewonnen werden kann, ohne das Insekt im Kokon zu töten.

Auflösung

der Sprichwort-Aufgabe in Nr. 6.
Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

Auflösung des Buchbildes in Nr. 6.

Man verbinde 1 mit 4, 2 mit 6 und 3 mit 5, dann wird der Chinese zum Vorschein kommen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 6.

U(h)u + Land = Umland!

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen, Märchen, Skizzen.
Allein zu Hause. Von Marie Gerbrandt. S. 13.

Als sie wiederkamen. Von Charles G. D. Roberts. S. 14.

Bei Frau Holle. Von Benno Gniewski. S. 5.

Der Igel und der Hamster. Von R. Sylvestor. S. 6.

Der Jugendhelfer. Von Marg. Rosenfeld. S. 9.

Der Kojote oder Präriewolf. Von Ernst Seton Thompson. S. 25.

Des letzten Waldmännchens Tod. Von Johanna Weiskirch. S. 21.

Die Pfingstreise. Von Marie Gerbrandt. S. 17.

Hänschen. Von V. Wiesen. S. 1.

Allerlei Aufsätze.

Aus der Geschichte der Kirche. S. 24.

Aus der Geschichte der Wage. S. 28.

Bäume ohne Blätter. S. 8.

Blumen in Sage und Geschichte. Von A. W. J. Kahle. S. 2.

Das Verhalten der Tiere beim Gaskampf. S. 4.

Der Krieg der Bienen. S. 24.

Der Schneeleopard. S. 8.

Die aussterbende Riesenschildkröte. S. 12.

Die Erfindung der Serviette. S. 16.

Die geschichtliche Entwicklung der Eisenbahnen. Von Karl Wigel. S. 19.

Die Hand als Ruder — eine Urform der Schifffahrt. S. 8.

Die Macht der Sonne. Von A. W. J. Kahle. S. 27.

Die Osterfeier bei den ersten Christen. Von E. K. S. 15.

Die Türken und ihre Tierliebe. Von Johanna Weiskirch. S. 6.

Fischerei mit Vögeln. S. 4.

Frauenhaare. Von A. W. J. Kahle. S. 22.

Geistestätigkeit der Insekten. Von Marg. Glück. S. 3.

Merkwürdiges aus dem Raupenleben. S. 23.

Reitende Tiere. S. 16.

Spanische Kinder. S. 4.

Tiere, die rauchen und sich betrinken. S. 8.

Unsere Schwarzdrossel. Von Anna Mosgaard. S. 11.

Von meinen Freunden. Von Lotte Kamde. S. 10.

Was ist Manna? Von B. S. 20.

Weidenkästchen. Von A. Robolsky. S. 7.

Wie alt werden Häuser? S. 12.

Wie die Tiere ihr Bett machen. S. 20.

„Wilde“ Seidenraupen. S. 28.

Gedichte.

Albumblatt. Von Rudolf Dieß. S. 12.

Auf dem Eise. S. 4.

Das vorwitzige Küchlein. Von Johanna Weiskirch. S. 16.

Kanarschlafersind. Von Johanna Weiskirch. S. 8.

Mein Zappelding. Von E. Neuhof-von Hadeln. S. 20.

Sommerlust. Von Johanna Weiskirch. S. 28.

Unser Einjähriger. Von Rudolf Dieß. S. 24.